

Lebendige seeelsorge

Next Generation

Indiana Jones in der Spätmoderne?

Umriss einer Pastoraltheologie der kreativen Differenzen

Pastoraltheologinnen und Pastoraltheologen sind wie Indiana Jones, der Archäologe in den gleichnamigen Filmen von Steven Spielberg – auch sie haben ihr Wissen nicht nur aus Büchern. Denn auch sie haben professionell mit „Altertümern“ zu tun und werden dennoch zugleich (oder besser: genau deswegen) immer wieder in die Abenteuer ihrer Gegenwart verwickelt. **Christian Bauer**

Pastoraltheologinnen und Pastoraltheologen verfügen über entsprechende Neugierde und Entdeckerfreude. Sie sind jedoch in ungleich größerem Maße „Schreibtischtäter“ als Indiana Jones – also genau das, was manche Vertreter der Zunft gerade nicht sein möchten. Aber auch der Schreibtisch kann ein pastoraler Ort sein. Denn wir sind praxisnahe Bücherwürmer, die außerhalb des Universitären zwar keine pastoralen Kopiervorlagen liefern, wohl aber Dienstleistungen für Menschen anbieten, die in „Last und Hitze des Tages“ (AG 27) kaum zum Lesen kommen. Der akademische Luxus, Themen in eingehender Textlektüre und mit anregenden Gesprächspartnern nachgehen zu können, ist im pastoralen Alltag eher die Ausnahme als die Regel. Pastoraltheologie bietet daher Hilfestellungen zur theologischen Selbsthilfe: Metaphern, Geschichten, Etymologien und begriffliche Unterscheidungen. Etwas anderes würden theologisch selbstbewusste Praktikerinnen und Praktiker ohnehin zurückweisen. Diese brauchen nämlich nichts weniger als Ratschläge von akademischen Helden des Konjunktivs nach dem Motto: wir könnten, müssten, sollten... Hilfreicher als diese Utopien möglicher Wirklichkeiten sind die „Heterotopien“ (*M. Foucault*) wirklicher Möglichkeiten. Gute – und nicht nur gutge-

meinte – Pastoraltheologie verkneift sich jeden Gestus des Appellativen. Damit ist ihr „Rad“ noch lange nicht neu erfunden, wohl aber ein Standpunkt markiert: begrenzt und ermöglicht durch einen bestimmten theologischen Horizont.

PRAXIS ALS THEOLOGISCHER ORT

Gelernt und erprobt wurde dieser Standpunkt bei (Wahl-)Franken und Franzosen. Und zwar in der „Würzburger Schule“ einer Theologie des Zweiten Vatikanums, die auf dem Niveau spätmoderner Denkformen für eine befreiungstheologisch gewendete Fundamental- und Pastoraltheologie in der Tradition Karl Rahners eintritt. Der Autor dieses Beitrags hat in Würzburg bei Elmar Klinger und Hans-Joachim Sander studiert, bei Rolf Zerfaß seine Diplomarbeit geschrieben und wurde dann schließlich bei Ottmar Fuchs in Tübingen mit einer Dissertation über M.-Dominique Chenu promoviert. Darin

Christian Bauer

geb. 1973, Dr. theol., 2010 Promotion, seit 2008
Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für
Praktische Theologie der Universität Tübingen.

geht es um einen pastoralen *Ortswechsel der Theologie*, der die Praxis als einen theologischen Ort mit eigener Autorität begreift und sie mit anderen Orten vernetzt. Davon lebt das Fach. Und damit belebt es nicht nur die Theologie, sondern auch die Kirche. Deren pastorales Kernproblem in der Welt von heute verdichtet sich nämlich im Grundformat der Pastoraltheologie: in der potentiell kreativen Differenz von Praxisfeldern und Diskursarchiven in Vergangenheit und Gegenwart. Jeder Christ verfügt über eine „Leutetheologie“, in der er sich seinen eigenen Reim auf diese Differenz macht. Karl Rahner sprach bereits 1955 von einem entsprechenden „Herzenskatechismus“, den es zu erheben gelte. Pastoraltheologie verwebt dessen kleine Geschichten mit den großen Erzählungen von Kirche und Welt. Es geht um ein theologisches „Empowerment“ des Volkes Gottes im Sinne der US-Bürgerrechtsbewegung: *Power to the people*. Im Einspeisen von meist überhörten Stimmen in den Diskurs kann die sogenannte Empirische Theologie dabei eine wichtige Rolle spielen. Denn es geht ja nicht darum, einfach nur das Alte neu zu sagen. Vielmehr muss man das Neue alt sagen: aktuelle Erfahrungen anschlussfähig machen an die Tradition der Kirche. Pastoraltheologie hat die Aufgabe, Menschen an verschiedenen pastoralen Orten dafür sprachfähig zu machen. Pastoral heißt schließlich Dienst an den kleinen lokalen Theologien des Volkes Gottes: in der Pfarrgemeinde, in der Schule, im Krankenhaus und noch an ganz anderen Orten. Das Fach muss dabei selbstbewusster und bescheidener zugleich werden. Theologisch selbstbewusster und pastoral bescheidener. Es könnte sich auf die ersten beiden Schritte seines be-

rühmten Dreischritts „Sehen-Urteilen-Handeln“ konzentrieren. Denn Sehen (*inventio*) und Urteilen (*iudicium*) sind sein theologisches Spezifikum. Damit kann es sich dann auch in den Prozess des pastoralen „Handelns“ einfädeln: durch Artikel und Bücher, in Vorlesungen und Seminaren, mit Vorträgen und Tagungen. Es geht um

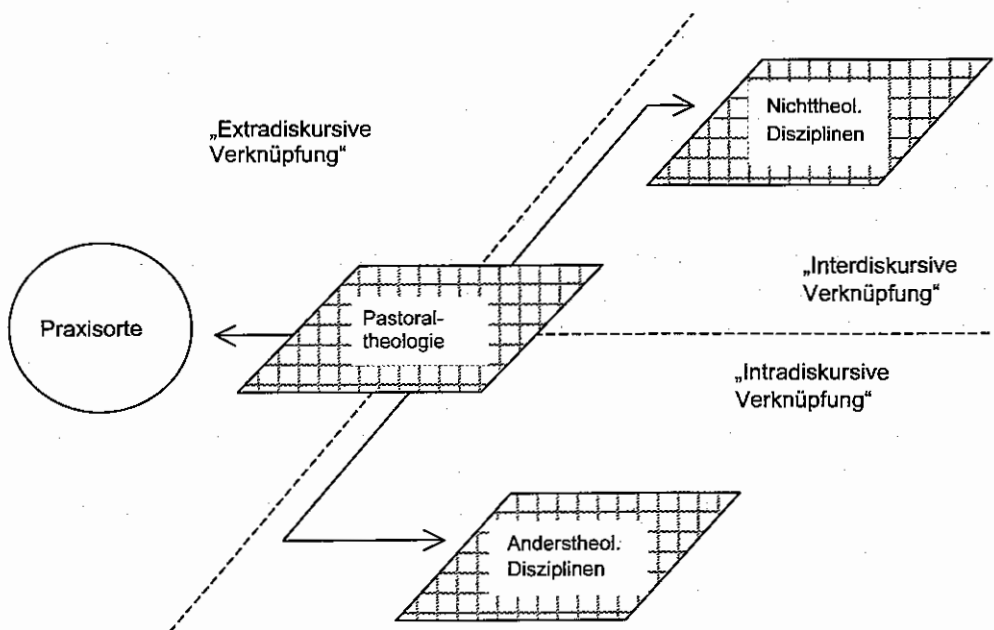
*Es geht nicht darum, einfach nur das Alte
neu zu sagen. Vielmehr muss man
das Neue alt sagen.*

Anstöße zur gemeinsamen Lösungsfindung. Wir können Pfarrgemeinderäten, Caritasmitarbeitern oder Seelsorgeämtern nämlich keine Handlungsrezepte ausstellen. Diese sind in ihrer eigenen Sache selbst die Expertinnen und Experten. Pastoraltheologie kann zu ihren Erfahrungen lediglich vom akademischen Diskurs her eine Differenz aufmachen. Und die ist im Fall des Gelingens dann vielleicht sogar eine kreative. Das Fach mischt sich ein. Nicht kirchenamtlich „ex cathedra“, aber auch nicht vom professoralen Katheder herab. Zukunftsperspektiven können nur gemeinsam entwickelt werden. Kleinteilig, mit viel Geduld und auf Augenhöhe mit möglichst vielen Beteiligten. Pastoraltheologie ist keine Einbahnstraße. Ihr Gesamtprozess ist mit der Veröffentlichung eines Manuskriptes nicht abgeschlossen. In gewisser Hinsicht beginnt er damit sogar erst. Man wird eingeladen. Und die öffentliche Rezeption bzw. Diskussion ist ein konstitutiver Bestandteil des Textes selbst. Er macht dann nicht nur theologisch Sinn, sondern gewinnt vielleicht auch pastoral Bedeutung. Denn nichts ist praktischer, so der Pastoraltheologe Michael Schüßler, als eine gute Theorie.

KURZFORMEL IM DISKURSMODELL

Pastoraltheologie ist eine theologische Diskursivierung von Erfahrungen in der kreativen Differenz von Praxisfeldern der Gegenwart und Diskursarchiven der Vergangenheit. In dieser Kurzformel lässt sich die Position des Autors dieser Seiten zusammenfassen. Es geht dabei um eine *theologische* Diskursivierung im Sinne der Tübinger Praktischen Theologie seit Anton Graf – und nicht um eine rein kirchenpraktische Anwendungswissenschaft. Darin erweist sich das Fach als ein kontrastiver Mischdiskurs *sui generis*, der einerseits dem Praxisfeld theologische Archivrecherchen anbietet und andererseits dem Diskursarchiv pastorale Feldforschungen. Pastoraltheologinnen und Pastoraltheologen müssen sich an beiden Orten auskennen. Zumindest an exemplarischen Punkten. Sie laufen permanent zwischen ihnen hin und her (lat. *discurrere*) – sprich: sie führen einen „Diskurs“ über die krea-

tiven Potentiale dieser Differenz. Beide Orte sind dabei durchaus wörtlich zu verstehen: nämlich als das Gesamt aller theologieproduktiven Buchregale, Zettelkästen und Hängeregisterschränke bzw. Seminare, Klausurtag und Werkwochen, aus denen das Fach schöpft. Aus diesem Kontrast heraus ist auch der bekannte „Regelkreis“ von Rolf Zerfaß in Richtung eines Diskursmodells zu überschreiten, das ein entsprechendes „Spiel von Abhängigkeiten“ (*M. Foucault*) in Gang setzt. Dieses lässt sich mit Michel Foucault in sogenannte extradiskursive, interdiskursive und intradiskursive Bezüge ausfalten. Das sozialtechnologische Planungsideal der 1970er Jahre muss dabei in die spätmodern offene Konstellation einer Diskurstopologie überführt werden, deren theologisch zentrale Frage lautet: Welche Orte sind Autoritäten der Pastoraltheologie? In der synchronen Gleichzeitigkeit des Konsekutiven ergibt sich das nachfolgende Schaubild.



Im Geflecht dieser pastoraltheologischen Diskursfaktoren beschäftigen den Autor gegenwärtig vor allem folgende Bezugspunkte:

- extradiskursive Praxisorte: Gemeindemodelle, Missionsbegriff, Gesamtpastoral, Fußballreligion, Konzilsrezeption, Pilgerfahrten, Ordensspiritualität, Mediationsprozesse, Alltagsfrömmigkeit, Männerpastoral;
- interdiskursive Theorieorte: Spätmoderne (M. Foucault, J. Derrida), Lebenswelttheorie (A. Schütz, Th. Luckmann), Religionssoziologie (E. Durkheim, R. Callois), Ritualforschung (V. Turner);
- intradiskursive Theorieorte: Antike (Spruchquelle Q, Markus, M. Confessor), Mittelalter (Th. von Aquin, N. v. Kues), Moderne (D. Bonhoeffer, K. Rahner, M.-D. Chenu), Gegenwart (M. de Certeau, J. Caputo).

Die obige Grafik ist im „Reinraum“ fachbezogener Theoriebildung entstanden. Man stelle sich einen Chemiker vor, der eine pastoraltheologische Äußerung in einzelne Komponenten zerlegt. Aus ihnen besteht jede Syntheseleistung der Pastoraltheologie. Damit daraus kein undefinierbarer Mischmasch entsteht, muss man Dinge analytisch auseinanderhalten, die eigentlich zusammengehören. Zumal in einer kreativitätsfähigen Differenzwissenschaft, die sich wie die Pastoraltheologie nicht nur von einem Ort her betreiben lässt. Sie erfordert ein konstellatives Denken mit mindestens zwei Bezugspunkten: Praxisfelder und Diskursarchive. Denn nur echte Kontraste sind auch produktiv. Zum Beispiel dann, wenn ein kirchlicher Praxisort mit dem „interdiskursiven“ Theorieort der Sinusmilieustudie und dem „intradiskursiven“ Theorieort der Arbeiterpriester in Kontakt gebracht wird. Stich-

wort: Mission als Selbstentgrenzung der Kirche auf ihren je größeren Gott hin. Das Ensemble der „loci theologici“ ist eine entsprechende Konstellation, deren Unabgeschlossenheit viel Raum zur Entdeckung neuer Orte lässt. Pastoraltheologie

Kontraste

sind produktiv.

gibt es nicht außerhalb oder oberhalb dieser Komplexität, sondern nur in ihr und durch sie hindurch. Sie hat einen fundamentalen Gnadenindex und steht eschatologisch offen. Und sie kann die Dogmatik von pastoralen Erfahrungen her auf ihren eigenen Differenzgehalt hinweisen – und damit auf ihre spätmoderne Gegenwartsfähigkeit. Schließlich gibt es nicht nur einen Schöpfungsbericht, sondern zwei. Nicht nur ein Evangelium, sondern vier. Und nicht nur eine Kirchenkonstitution, sondern zwei. Theologische Einheitsutopien wie die Evangelienharmonie des *Diatessaron* von Tatian oder die Diskurskathedrale der *Summa theologica* des Hl. Thomas wurden entweder wie die erste kirchenamtlich verworfen oder sie blieben wie die zweite absichtsvoll unvollendet.

LOGIK DER ABDUKTION

Spätmoderne Pastoraltheologie folgt einer besonderen Logik: dem auf Charles S. Peirce zurückgehenden Schlussverfahren der Abduktion. Sobald man diesen Begriff jedoch aus seinem Entstehungskontext herauslöst und in einen anderen einpasst, wird er performativ auf sich selbst angewendet. Und das ist auch nötig. Denn man muss Peirce überschreiten, um ihn pastoraltheologisch „handhabbar“ zu machen. Ähnlich verhält es sich mit den Schlussarten von Deduktion

und Induktion. Die erste schließt von einem abstrakten Theoriesatz über eine sich ergebende Folgerung auf einen konkreten Praxisfall. Die zweite arbeitet in umgekehrt entgegengesetzter Weise:

DEDUKTION:	INDUKTION:
Gesetz	Fall
Folgerung	Folgerung
Fall	Gesetz

Induktion und Deduktion bilden ein negatives Doppel, dessen komplementäre Dichotomie sich abduktiv überschreiten lässt. Abduktion bricht mit der Linearität induktiven und deduktiven Schließens. Diese führt, jeweils relativ bruchlos, entweder vom Fall zum Gesetz oder aber vom Gesetz zum Fall. Abduktion hingegen gewinnt ihre Schlussfolgerungen aus der *Differenz* von Fall und Gesetz. Gerade das macht sie für die Pastoraltheologie so interessant. In ihrem Ansatzpunkt ähnelt sie der Induktion:

ABDUKTION:
Fall
Gesetz
Folgerung

Ein bereits genanntes konkretes Beispiel: der theologische Umgang mit der Sinus-Milieustudie. Zunächst in abduktiver Perspektive:

- Die Sinusmilieu-Kirchenstudie macht eine alltagskulturelle Milieuerengung unserer Pastoral sichtbar (= Fall).
- Mission im postkolonialen Sinne der französischen Arbeiterpriester ist keine pastorale Einbahnstraße, sondern die Entdeckung Gottes außerhalb der Kirchenmauern (= Gesetz).

- Die Sinusstudie ist daher möglicherweise vor allem als eine geistliche Herausforderung zu betrachten, die zu einer pastoralen Selbstrelativierung herausfordert (= Folgerung).

Induktiv angesetzt, sähe eine mögliche Alternative folgendermaßen aus:

- Die Sinusmilieu-Kirchenstudie macht eine alltagskulturelle Milieuerengung unserer Pastoral sichtbar (= Fall).
- Die Kirche muss sich daher durch eine Erweiterung ihres pastoralen Angebots für neue Sozialmilieus öffnen (= Folgerung).
- Denn die Kirche ist nicht nur ein Zeichen für die Gottesherrschaft, sondern selbst auch deren entscheidender Ort (= Gesetz).

Man kann das Problem aber auch deduktiv angehen:

- Die Kirche ist nicht nur ein Zeichen für die Gottesherrschaft, sondern selbst auch deren entscheidender Ort (= Gesetz).
- Die Kirche muss sich daher durch eine Erweiterung ihres pastoralen Angebots für neue Sozialmilieus öffnen (= Folgerung).
- Die Sinusmilieu-Kirchenstudie belegt diese Notwendigkeit, denn sie macht eine alltagskulturelle Milieuerengung unserer Pastoral sichtbar (= Fall).

Der entscheidende Unterschied zwischen Abduktion einerseits sowie Induktion und Deduktion andererseits liegt in der jeweiligen Kombination von Methode und Option. Auch die Abduktion ist kein Garant für weiterführende Lösungen. Der Knackpunkt besteht in der theologischen Urteilskraft im Umgang mit Allge-

meingesetzt. Die beiden genannten induktiv-deduktiven Lösungswege bieten in ihrer Kombination mit einer identifikatorischen Ekklesiologie lediglich Lösungen erster Ordnung nach dem Motto „Mehr desselben“ (P. Watzlawick). Erst in Kombination mit einer alternativen Ekklesiologie führt die Abduktion darum zu einer möglichen Lösung zweiter Ordnung. – Noch einmal generell (und jenseits konkreter theologischer Optionen): induktiv vorgehende Pastoraltheologie setzt im pastoralen Praxisfeld an, um dann schließlich in der theologischen Abstraktion des jeweiligen Diskursarchivs zu landen. Ihr blinder Fleck ist die Problemlösungspotenz des Dogmas. Deduktiv vorgehende Pastoraltheologie hingegen setzt im theologischen Diskursarchiv an, um dann in der pastoralen Konkretion des Praxisfelds anzukommen. Ihr blinder Fleck ist die Theologiegenerativität der Pastoral. Eine abduktiv vorgehende Pastoraltheologie versucht, Dogma und Pastoral in eine wechselseitig produktive Konstellation zu überführen. Dabei abduziert sie nicht nur von einem konkreten Fall auf ein abstraktes Gesetz, sondern auch umgekehrt. An diesem Punkt ist die Terminologie Peirces pastoraltheologisch zu überschreiten:

ABDUKTION 1:	ABDUKTION 2:
Fall	Gesetz
Gesetz	Fall
Folgerung	Folgerung

Während die erste Abduktion eine gewisse Nähe zur Induktion aufweist, ist die zweite mit der Deduktion verbunden. In jedem Fall braucht es zwei diskurseröffnende Ansatzpunkte. Diese liegen auf einer anderen Ebene als die daraus hervorgehende Schlussfolgerung, die dann schließlich in das Gespräch mit PraktikerInnen eingebracht

wird. Entweder abduziert man dabei, was die häufigere Variante ist, vom Praxisfeld auf das Diskursarchiv. Oder aber umgekehrt. Man kann dabei prinzipiell alle theologischen Orte aufeinander beziehen. Ungewöhnliche systematische Verbindungen sind auch ohne historisch reale Kontaktpunkte möglich. Eine entsprechende Pastoraltheologie ist höchst gegenwartstauglich, weil sie schon in ihrem Grundansatz differenzfähig ist. Man bringt die jeweiligen Einstiegs- punkte von Induktion und Deduktion in einen Kontrast, aus dem dann experimentelle Folgerungen gezogen werden – Gesprächsangebote eben. Die anderen Schlussarten verbleiben im Reich der Notwendigkeit.

Abduktion hingegen verlässt den festen Grund der zwingenden Argumentation und begibt sich auf den wackeligen Boden einer Hypothese. Sie führt hinaus ins Weite. Und sie schickt auch die Pastoraltheologie auf immer neue Entdeckungsfahrten ins Unbekannte. Heraus aus dem Diskursarchiv, hinein ins Praxisfeld. Und umgekehrt. Das ist ein Abenteuer, und ein solches kann auch scheitern. Pastoraltheologie geht ein höheres Risiko ein als andere Disziplinen. Das ist der Preis der potentiellen Kreativität ihrer Differenzen. Ihre Vertreter sind daher hochspezialisierte Allrounddilettanten, die für ihre Schlussfolgerungen stets ein wenig genauer arbeiten müssen als andere – das Grundproblem einer begründungsschwachen Disziplin, die seit jeher unter methodologischem Rechtfertigungsdruck steht. Es handelt sich um ein Spiel mit erhöhtem intellektuellem Einsatz. Dieser riskante Charakterzug macht den besonderen Reiz des Fachs aus. Denn er macht es nicht nur so schwierig, sondern auch so ungemein spannend. Noch eine Entsprechung zu *Indiana Jones*: Pastoraltheologie darf Spaß machen!